

Kannibalen.

Wie sich die skandinavische Presse aus zuverlässiger Quelle melden läßt, tagte gleichzeitig mit dem Internationalen Sozialistischen Kongress in Zimmerwald ein Kongress amerikanischer Kapitalisten in Chicago, der, was ja eigentlich kaum hinzugefügt werden braucht, Mittel und Wege finden sollte, wie man das entlegliche Blutvergießen in Europa als „neutraler“ in möglichst noch vorteilhafter Weise für die Interessen des amerikanischen Geldbeutels ausbeuten könne.

Die Teilnehmer an diesem Kongress setzten sich fast ausschließlich aus Nitroglycerinfabrikanten zusammen, die auf der Tagesordnung ihrer Beratung die Frage gestellt hatten, wie die Schwierigkeiten in der Herstellung von Glycerin, die durch den Krieg hervorgerufen worden sind, sich möglichst verringern oder beheben lassen.

Wie bekannt, wird ja das Glycerin aus Tierkadavern hergestellt. Welches waren nun also die „neuen Wege“, die der Kongress der amerikanischen Kapitalisten in Chicago zur Hebung seiner Glycerinproduktion fand? Wie die skandinavische sowohl wie auch die amerikanische Presse aus glaubwürdiger Quelle zu berichten weiß, wurde auf dem Kongress in vollem Ernst die Frage erörtert, ob es nicht möglich sein sollte, die Leichen der auf den europäischen Schlachtfeldern gefallenen Soldaten als Rohstoff mit zur Glycerinfabrikation zu verwenden.

Als Begründung für diesen Vorschlag, zu dessen Bezeichnung man erst ein neues Wort erfinden müßte, führten die Sprecher unter anderem an, daß der Glycerinbedarf der Vereinigten Staaten vornehmlich in etwa 90 Tagen aufgezehrt sein werde, da der Krieg die Nachfrage in so ungeahntem Maße gesteigert habe, daß selbst die Gründung umfangreicher neuer Werke die enormen Anforderungen nicht zu befriedigen vermöge. Würde aber der amerikanische Glycerinbedarf zur Reize gehen, so wäre die Folge davon, daß nicht nur der Krieg ein Ende nehme (?!), sondern es würde infolgedessen auch in vielen Branchen in Amerika plötzlich eine ungeheure Arbeitslosigkeit eintreten. „Da es absolut unmöglich ist, so viele Tierleichen herbeizuschaffen, wie wir brauchen“, sagte einer der Kongreßteilnehmer, „so gibt es, um die Produktion aufrecht zu erhalten, nur die angebotene Möglichkeit, sich der Leichen von in Europa gefallenen Soldaten — wie auch selbstverständlich der Pferdekadaver — zu bedienen.“

„Ist es denn tatsächlich denkbar“, so fragt ein Chicagoer sozialistisches Blatt, „daß etwas Ähnliches von Niedertracht, Rohheit und Gemeinheit in einem menschlichen Hirn überhaupt entstehen kann? Zuerst also sollen die Söhne des Volkes ihr Leben auf dem Schlachtfeld opfern. Dann aber wird man sie mit Tierkadavern zusammen auslöchen und aus ihnen Glycerin zur Herstellung von neuen Verkleidungswaffen machen. Ein toter, in Glycerin verpackter Soldat wird demnach mehr Menschen zu töten imstande sein, als er dies zu Lebzeiten mit Waffen in der Hand imstande war, und — was der springende Punkt der Sache ist — die „neutralen“ amerikanischen Kapitalisten werden überdies noch einen vorzüglichen Extraprofit machen.“

Diese Glycerinergüsse klingen allerdings etwas stark ungläublich. Sie ist jedoch nicht nur deshalb amerikanisch, sondern auch deshalb, weil sie nach den Erfahrungen, die wir — leider — mit den amerikanischen Kriegslieferanten machen mußten, schließlich noch nicht einmal unmöglich ist. Ober schwanken sie nicht mit salbungsvollen Worten und himmelwärts gewandten Blicken angeblich bereits die Friedenspalme, während sie schamlos den Profit aus Europa einstrichen, den Tausende und aber Tausende von deutschen Soldaten mit ihrem Leben bezahlt haben. W. P. L.

Kleines Feuilleton.

Deutsches Theater: „Das Nürnbergische Ei“.

Das Schauspiel von Walter Harlan, das bereits über verschiedene Provinzbühnen ging, hatte auch im Deutschen Theater einen starken und wohlverdienten Erfolg. Sein Held ist Iener Nürnberger Schlosser Peter Henlein, dem gegen 1500 die Erfindung der gewichtlosen, durch einen Federmechanismus bewegten Taschenuhr — des Nürnbergischen Eies — gelang. Eine eminente Kulturart! Nur wenige Jahrzehnte waren diesem tätigen Geist vergönnt. Im kräftigsten Mannesalter riß ihn der Tod aus seiner Werkstatt. — In freier Umgestaltung von des Meisters Schicksal hat Harlan

Die Schicksalsmaus.

Eine Erzählung von Tieren und Menschen. Von Harald Landrup.

„Das können wir freilich, Andersen.“ „Dann sage ich — Waren!“ „Und wie heißt du?“ „Hans — Hans Peter Andersen“, antwortete er sehr stolz. „Gerade so wie der große Märchendichter; nach dem bin ich genannt!“ „So sind wir also richtig verlobt?“ fragte sie. „Das sind wir — das heißt — erst muß ich noch mit deinem Vater sprechen; aber er kann doch nichts dagegen haben? Nein, weißt du, er sagt sicher ja — ich bin doch ein anständiger Mensch in einer guten Stellung. Sobald alles in Ordnung ist, gehen wir ins Toboli; das ist viel gescheiter, als Blumen zu kaufen.“ „Aber im Winter ist das Toboli geschlossen.“ „Dann gehen wir in das oldnordiske Museum. Mein alter Meister war dort und sagte, es sei sehr lehrreich.“ „Was gibt es denn da zu sehen?“ „Das hat er selbst nicht gewußt, denn er verstand es nicht. Jedoch er sagte, es gefalle mir gewiß dort, und es kostet nichts.“ „Findest du nicht auch, daß wir ein Täschchen Kaffee trinken sollten?“ fragte Waren plötzlich. „Ich habe gerade kochendes Wasser im Ofen.“ „Ich weiß nicht, ob ich das annehmen darf“, erwiderte er bescheiden. „Aber wenn du wirklich Kaffee machen willst, spendiere ich Wienerbrot dazu.“ „Ja, das wird großartig!“ rief sie begeistert. „Lauf rasch und hol' das Kaffeebrot, dann koch' ich unterdessen den Kaffee.“ Andersen eilte davon. Als er zurückkehrte, duftete ihm der Kaffee schon entgegen. Waren hatte im Zimmer den Tisch gedeckt und bat ihn, näherzutreten. Er streifte die Pantoffeln in der Küche ab und schlich auf Socken hinein. „Ei, wie sein es hier ist!“ rief er, während er sich mit großen Augen umschaute. „Siehst du, das sind meine eigenen Tassen“, erklärte Waren. „Ich habe sie bei der Margarine drein bekommen.“ „Sie sind wirklich schön“, sagte Andersen bewundernd. „Wohin darf ich die Tassen legen?“ „Dierher“, erwiderte sie und machte Platz auf dem Tisch. Andersen stellte einen riesigen Saß hin.

ein Symbol des ringenden, in der Begeisterung für das erschaute Ziel selbst die lähmenden Schauer des nahenden Todes heroisch überwindenden Erfindergeistes geschaffen. Der Kreis der kleinen privaten Leidenschaften, in deren Rahmen sich die dramatische Dichtung meist bewegt, ist hier durchbrochen. Ein Ausblick auf der Menschheit große Gegenstände tut sich auf. Und es gelang dem Verfasser, das Pathos des Gedankens in sichtlich natürliche Ausdrucksform zu gießen. Henlein bleibt ein einfacher, mit festen Fäßen auf der Erde stehender Volks- und Handwerksmann, wird nirgends zum Organe allgemeinen Deklamierens.

Am gleichen Tag, an dem Wehaim, der große Nürnberger Seefahrer, Henlein die Erfordernisse einer Schiffsfuhr auseinandersetzt und dessen Phantasie für eine solche Aufgabe entflammt, entdeckt ein hochgelahrter Arzt im Hals des Meisters eine winzige Krebsgeschwulst, die er mit raschem Messer beseitigen will. Aber ein neidischer Vater verrät dem noch ganz sorglosen Patienten die Gefahr. Ein kleiner Gefäßschnitt und in unstillbarer Verblutung ströme das Leben hin. Das macht ihn stuppig. Vergebens sagt der Arzt ihm: jede Verzögerung der Operation bedeute sicheren Untergang. Die Möglichkeit, daß er unter dem Messer des Chirurgen verende — gerade jetzt, wo er die Ideen zur Lösung des Problems voll in sich rippen fühlt, läßt ihn den vielleicht Rettung bringenden Eingriff zurückweihen. So lang die Ausführung es braucht, wird ja der Körper wohl noch halten. Dann erst hat er ein Recht, an sich zu denken. Dem Heldenwillen, der die Vollendung des Werkes höher als die Erhaltung des eigenen Lebens wertet, gefiehl sich ungewöhnlich optimistischer Hoffnungsmut. Inermüdblich ist er bei der Arbeit. Da dicht am Ziele wird er zurückgeworfen. Sein junges Weib schleudert, als ihr letzter Versuch, den starren Eigenwillen des Mannes zu erweichen, schließlich, in jäher Eiferfucht das verhaßte Modell zu Boden. Zerstückt ist alles. Kein Wort des Jorns entfährt ihm. Er beginnt von neuem und vollendet es mit seiner letzten Kraft. Immer aber hält sich sein helles Selbstbewußtsein von jedem Schatten eiler Heberhebung kleinlicher Ruhmsucht frei, es hat die menschliche Teilnahme an dem Geschick der Nächsten in ihm nicht abgestumpft. Sterbend freut er sich am Grunde, den die aus strömender Vigotterie endlich erwachende Schwester mit seinem guten Gehilfen schließt und bittet beide zu sorgen, daß sein geliebtes, zum Hofmann von der Natur bestimmte Weib sich einem anderen waderen Mann vermähle. — In der Innerlichkeit und konsequenten Durchführung der Hauptfigur liegt das Verdienst des Schauspielers. Die anderen (vielleicht mit Ausnahme der Es) sind ziemlich farblos ausgefallen.

Winterstein bot eine ausgezeichnete, in jedem Zuge echte Verkörperung der Gestalt. Ergreifend malte sich in einzelnen Momenten das Erfinderglied in dem verzückten Entzückung und dem Glanz der Augen. Mit weltfremdem Verunsinkenien verband sich strengst kräftige Männlichkeit und warme Güte. Von den übrigen Darstellern interessierte Johanna Zerwin, die das kindslüpfige temperamentsvolle Frauchen mit liebenswürdiger Annuit spielte.

Fünfundzwanzig Jahre Diphtherieserum.

Es war am 4. Dezember des Jahres 1890, als in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ ein Aufsatz von Behring und Kitato erschien, der den Titel führte: „Ueber das Zustandekommen der Diphtherieimmunität und der Tetanusimmunität“. Diese Mitteilung bildete den Ausgangspunkt des großen und segensreichen Feldzuges gegen die tödliche Krankheit der Diphtherie, die bis dahin besonders in der Kinderwelt furchtbare Opfer gefordert hatte und die seitdem dank den Behringischen Entdeckungen mit so viel Glück bekämpft worden ist. Damals, vor 25 Jahren, stand die ärztliche Welt, wie Professor Kossel in einem Gedankensatz der gedachten Zeitschrift hervorhebt, gerade unter dem gewaltigen Eindruck der erst wenige Wochen vorher veröffentlichten Mitteilungen Robert Kochs über das Tuberkulin, und so kam es, daß die Tragweite dieser neuen Entdeckung nicht sofort alleiniger Erkenntnis wurde. Doch wissen wir aus Mitteilungen von Metchnikoff und Roux, wie man im Institut Pasteur in Paris ihre Wichtigkeit würdigte. Bis zu ihrer Bewertung für die Heilung der menschlichen Krankheiten vergingen noch einige Jahre. Erst als Behring begann, an größeren Tieren zu arbeiten, schritten die Versuche fort; von entscheidendem Einflusse aber wurden die Fortschritte in dem Immunisierungsverfahren, die durch Ehrlichs Versuche über giftige Pflanzenweirkörper angebahnt waren. Jetzt gelang es Behring, an Hämmeln, Wernide an Hunden und Ehrlich in Gemeinschaft mit Wassermann an Ziegen und Kühen antitoxische Werte im Blutserum zu erzielen, die nicht nur die Nachweise der heilenden Wirkung an Meeresschweinfen ermöglichten, son-

dern auch die Aussicht auf erfolgreiche Anwendung an kranken Menschen eröffneten. Die ersten Versuche mit der Behandlung von Diphtheriekranken wurden an der Leipziger Kinderklinik und auf der Krankenabteilung des Instituts für Infektionskrankheiten in Berlin gemacht. Diese Versuche litten zunächst noch an mancherlei Mängeln; einen Wendepunkt in der Bekämpfung der Diphtherie brachte aber das Jahr 1894, indem seit damals die Herstellung des Serums in den Höchster Farbfabrikaten in großem Maßstabe betrieben und das Mittel der Allgemeinheit zugänglich gemacht wurde. Die segensreichen Folgen der Behringischen Entdeckung zeigten sich nun bald in einem Sinken der Diphtheriesterbligkeit. Während in Deutschland im Jahre 1893 in 10 Staaten 65 884 Todesfälle an Diphtherie und Krupp bei Kindern im Alter von 1 bis 15 Jahren gezählt wurden, betrug die Ziffer 10 Jahre später in 24 deutschen Staaten in der gleichen Altersklasse 15 713 und 1913 trotz der erheblichen Bevölkerungszunahme nur noch 12 129 in 26 deutschen Staaten. Die Sterblichkeit war also in 20 Jahren auf den fünften bis sechsten Teil gesunken; und dies gilt nicht nur für Deutschland, sondern auch für die andern Länder. Bedenkt man, daß allein bei uns alljährlich Zehntausende von Kindern vor dem Tode an Diphtherie gerettet werden, so kann man ermessen, was die Behringische Entdeckung für die ganze Menschheit bedeutet.

Englische Zensurschmerzen.

Der Kerger der Engländer über die Unfähigkeit und das läppische Ungehörig der Zensur kommt in der Presse immer unerbittlicher zum Ausdruck. Die in London umlaufenden Kallauer, die den Zensur als „Kongress“ (Jbidit) und das amtliche Pressebureau als „Pressebureau“ (Pressebureau) bezeichnet, kennzeichnen deutlich die Stimmung gegen die Zensur und den gewaltigen Apparat, den sie in Bewegung setzt. Besteht doch das Amt aus zwei Direktoren, von denen jeder ein Gehalt von 20 000 £. erhält, zwei Sekretären, 25 Zensoren für die militärischen Angelegenheiten, 8 Zensoren für die die Marine betreffenden Dinge und 75 Subalternebeamten. Wenn man bedenkt, was dieses Aufgebot von Menschen für Unheil anrichtet, so hat man allen Grund, auszurufen: „Ein großer Aufwand (schonlich ist vertan“. Es sieht fast so aus, als habe man das Amt der Zensoren Offizieren anvertraut, die für jede andere Tätigkeit unbrauchbar sind. Mit es doch vorgekommen, daß Ausführungen aus den Werken klassischer englischer Dichter ebarmungslos dem Koffist verfielen. Allgemeinere Entrüstung erregte es, wie man zur Ehre der englischen Nation sagen muß, in weiten Kreisen, daß der Zensur kürzlich in einem Bericht der „Times“ eine Bemerkung strich, die die Tapferkeit der deutschen Truppen anerkannte.

Notizen.

— Soldaten-Leisefuben in der Schweiz. Eine sehr gemeinnützige Einrichtung existiert bereits seit einem Jahre in der Schweiz: es sind die in allen Ortschaften eingerichteten sogenannten Soldaten-Stuben, die sich an allen großen, kleinen und kleinsten Orten befinden, in denen sich Soldaten aufhalten müssen. Zeitungen, Zeitschriften und gute Bücher liegen in den Stuben aus, und für wenig Geld werden Tee, Kaffee, Milch, auch Fleischspeisen verabreicht.

— Die Stimmung in Paris. In der sozialistischen „Pataille“ vom 25. November sagt ein beurlaubter Genosse seine Pariser Eindrücke dahin zusammen: „Ich finde Paris erstaunlich. Die Genossen, die ich gesehen habe, scheinen sich wenig Sorge zu machen. Im Theater habe ich mit Mühe einen Platz gefunden. Die Pariser scheinen sich mit der Lage abgefunden zu haben. Nur einen Menschen in Verzweiflung habe ich gesehen, und der war es, weil er nach dem Schauspiel keine Drohsache fand. Die Frauen lächeln, die Lustspielhäuser verdienen, namentlich die Kriegsbilder werden besichtigt. Von einem Lehnstessel aus die Schützengraben zu beschauen, ist übrigens recht behaglich, aber ich frage mich, wo die Photographen ihre Aufnahmen gemacht haben. Ich bin in vielen Schützengraben gewesen, aber ich habe nicht einen wiedererkannt. So wie auf den Bildern sieht es dort ganz gewiß nicht aus. Ich frage, daß die Pariser und Pariserinnen mich verblüfft haben. Man fürchtete, daß sie nicht durchhalten, ich lehre ohne diese Sorge an die Front zurück.“

— Wo man nichts vom Krieg erfährt. Kanadische Polarforscher, die unter Führung des Kapitäns Vernier eine Forschungsreise auf der Baffinsinsel unternommen hatten und jetzt zurückkehrten, wußten noch nichts vom Weltkrieg. Sie hatten ihre Reise vor Ausbruch des Krieges angetreten.

„Wieviel hast du gekauft?“ fragte sie. „Es waren noch fünfzehn Stück von gestern da, und weil ich sie alle nahm, hab' ich ein Hundstuck als Dreingabe bekommen.“ „Staubst du wirklich, wir können das alles aufessen?“ „Es wird schon gehen“, sagte er zuversichtlich. „Kuchen kann man doch immer essen.“ Dann begann das Fest, und dabei plauderten sie — natürlich von den Freuden des Landlebens. Andersen konnte seinen früheren Meister nicht genug loben. „Wir hatten es einfach herrlich dort draußen“, berichtete er. „Der Meister und seine Frau waren sehr gut gegen mich; sie nahmen mich zu allen ihren Vergnügungen mit, sei es nun, daß sie Kartoffeln legten oder Äpfel abnahmen und dergleichen. Ich lebte dort wie ein Kind im Hause; aber sie waren natürlich auch keine so vornehmen Leute wie Herr Blomberg.“ „Ich kann diesen Blomberg nicht ausstehen“, erklärte Waren. „Seine Augen stechen so; ich glaube, er ist nicht gut.“ „Derr Blomberg ist eben keiner von den unserigen“, sagte Andersen, „sondern sozusagen von einer feineren Art. Trotzdem behandelst er mich so freundlich und leutselig wie ein ganz einfacher Mensch.“ Waren schenkte wieder ein. „Trink noch eine Tasse, Hans!“ „Dann mußst du auch noch einen Kuchen nehmen.“ „Ich habe schon vier Stück gegessen“, sagte sie. „Tu mir's zuliebe, Waren!“ Gehorham nahm sie ein Stück Wienerbrot, und siehe, es ging. „Ich verstehe nur nicht, warum Du nicht auf dem Land geblieben bist?“ fragte sie. „Ja, weißt Du, es war eben immer etwas in mir, das mich fortzog.“ erklärte er, „wohl deshalb, weil ich so gern in der Welt vorwärtskommen wollte. Als ich dann diese Anzeige in einem Blatt las, meinte ich, das sei gerade etwas für mich.“ Bei diesen Worten knippte er seinen Rock auf, öffnete eine Sicherheitsnadel, die die innere Brusttasche verschloß, und zog einen kleinen Beutel aus Tuch hervor. „Das ist mein Geldbeutel“, sagte er, „ich habe ihn selbst genäht. Wir Schneider können uns ja zum Glück, wenn wir erst näher gelernt haben, beinahe alles selbst machen, was ein Mensch braucht.“ Endlich fand er einen zusammengerollten Zeitungsausschnitt und glättete ihn.

„Hier, da kannst Du es lesen —. Eine Kopenhagener Firma sucht einen tüchtigen Gesellen für feinere Reparaturen. — Auf so etwas hatte ich immer gehofft. Also schrieb ich ein Angebot, schickte es in die Varder Volkszeitung ein, und so ging es zu, daß ich zu Blomberg kam.“ „Und daß wir uns kennen lernten.“ „Ja, nicht wahr, Waren, das müssen wir sagen, das war das allerbeste. Aber ich will mich nicht klüger machen, als ich bin — das ahnte ich natürlich damals nicht. Komm, nimm noch einen Kuchen!“ „Ich kann nicht mehr, Hans.“ „Ach was, der kleine da geht schon noch; dann nehme ich diesen hier.“ „Aber ich bin wirklich bis oben voll!“ „Versuch's nur, Waren!“ „Sie tat es. Und auch dieser Kuchen glitt, zwar langsamer als der vorige, hinab.“ „Gibt ihr viel bei Blomberg drunten zu tun?“ fragte sie. „Das will ich meinen, mehr, als wir annehmen können. An jedem Tag kommen Frauen, die Kleider verkaufen, welche sie wo anders gekauft haben. Auch Männer stellen sich manchmal ein. Aber ihre Sachen müssen wir vollständig ändern; sie wollen immer neue Knöpfe oder ein anderes Futter, auch wenn es noch ganz gut ist.“ „Wie merkwürdig.“ „Derr Blomberg sagt, daß sei seine Besonderheit. Er näht nur für die Leihhäuser. Erst wird ein ganz schmaler Streifen von neuem Futter hier unten am Ärmel beim Handgelenk und dann ein anderer, ebenso schmaler oben am Armloch aufgesetzt. Denn es sei ganz spahhaft, sagt Herr Blomberg, aber die Pfandleihen kümmern sich nie darum, ob an anderen Stellen ein Futter sei, sondern sie sähen nur nach diesen beiden. Wenn wir dann noch den Stoff mit Tinte und Farbe ausgebeßert haben, daß er wieder hübsch aussieht, trage ich die Sachen in der Dämmerung zu den Leuten, ehe sie Licht angezündet haben. Aber ich gehe nie öfter als einmal in dasselbe Leihhaus; das hat mir Herr Blomberg ausdrücklich bei meinem ersten Gang befohlen. Und denke Dir, Waren, er sagt, ich sei der beste Geselle, den er je gehabt habe, denn ich hätte solch vertrauenerweckendes Gesicht. Reinst Du nicht auch, ich könne stolz darauf sein?“ Während sie sich derartig unterhielten, rückten sie dem Kaffee und dem Wienerbrot tapfer zu Leibe. Aber so sehr sie sich auch anstengten, es blieben schließlich doch drei Stück übrig. (Fortf. folgt.)

